

Die Zeitschrift

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Die Insel der Seligen.

(Fortsetzung.)

Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

Lasse kehrte wieder nach Hause zurück. Der Tribut fiel aber nicht sehr reichlich aus, denn Kapitän Bart hatte bei seinem Stamm bereits die Methode, Fleisch zu räuchern, eingeführt und empfing dafür Tribut; und so vollten die Barter kein Salz haben.

Nach Einführung des Salzes begann eine bessere Zeit, und man führte ein sekhasteres Leben. Man war aber so an strenge Beschäftigung gewöhnt, daß man neue Erfindungen ausdachte. So hatte der Arzt, der auch von einem Stamm Tribut empfing, ein rotes Metall gefunden, das sich leicht klopfen ließ und mit großem Vorteil zu Pfeilspitzen anzuwenden war. Das Metall war kein anderes als Kupfer, und mit seiner Einführung wurde die Jagd noch leichter; außerdem machte man sich davon Messer und Beile, mit denen man Bäume fällte.

Nun suchte man überall nach Kupfer. Konnte aber keins finden. Die anderen Stämme sandten Botschaft an Doktor Stachel und wollten die Fundorte des Kupfers wissen. Er weigerte sich aber, das Geheimnis zu verraten, sondern verkaufte Messer und Pfeilspitzen gegen Salz und Feuersteine, an denen er Mangel hatte. Er machte aber den Preis so hoch, daß die anderen Stämme böse wurden, und eines schönen Tages brach der Schmied Knip, der Häuptling eines Stammes war, in sein Dorf ein und machte den Doktor und seinen Stamm zu Gefangenen. Diese baten um ihr Leben und durften es auch wirklich behalten, mußten dafür aber für den Schmied und sein Volk arbeiten, das heißt ihre Sklaven werden.

Von der drohenden Gefahr erschreckt, war Lasse, der auch auf den Schmied und den Kapitän neidisch war, ausgezogen und hatte ein neues Metall gesucht, das schärfer als Kupfer war und sich von Sieben nicht bog. Mit diesen Eisenpfeilen und Eisenägten bewaffnete er seinen Stamm, der nun die Stämme des Schmieds und des Kapitäns zu seinen Gefangenen machte.

Jetzt aber bekam Lasse mehr zu denken, als er je geträumt hatte, denn es war schwer, so viele Menschen auf einen Fleck zu ernähren und zu regieren; besonders dort, wo das Wild abgenommen hatte. Man mußte auf neue Nahrungsmittel bedacht sein, die man unter seinen Augen haben konnte, ohne ihnen im Walde nachlaufen zu müssen.

Er ließ also Auerochsen, Schafe und Ziegen fangen; die band man auf den Wiesen an

Bäumen fest; da konnte man Milch und Fleisch nehmen, wann man wollte. Damit hatte Lasse ein Hirtenvolk unter seiner Gewalt.

Zum Winter aber mußten die Tiere gefüttert werden; zu dem Zweck wurden Viehställe und Scheunen gebaut und Heu gesammelt.

Bald aber hatte man die einförmige Nahrung satt, und die alten Erinnerungen an die schöne Zeit auf der Insel der Seligen waren im Magen zu spüren. Lasse, der seine Zeit gut anwandte, hatte einige Grasarten entdeckt, deren Samen eine leckere Speise wurde, wenn man ihn zerquetschte und mit Milch knetete. Daneben hatte er Pflanzen mit dicken Wurzeln gefunden, die bitter waren, wenn sie auf magerem, aber süß, wenn sie in fettem wuchsen.

Da er keinen Pflug besaß noch Zugtiere gezähmt hatte, ließ er den Wald fällen und verbrennen. In die Asche säete er seinen Gras- und Rübensamen, und damit war der Ackerbau im Gang.

Alle Stämme folgten nicht sofort dem Beispiel. Einige aber taten es.

Mit dem Fällen und Verbrennen des Waldes verschwand jedoch das Wild. Plagen über den gefährlichen Rauch ließen außerdem die Nachbarn hören, die auch an den angebauten Pflanzen Geschmack fanden, aber die Jagd nicht aufgeben und die Wälder nicht zerstören wollten. Sie machten deshalb ab und zu kleine Einfälle in Lasses Gebiet und wollten sein Besitzrecht nicht so weit anerkennen, daß sie ihm das Recht zuerkannten, Land und Jagd durch Niederbrennen des Baumbestandes zu vernichten.

Lasse mußte sie mit Waffengewalt hinaus treiben; aber während die Leute im Krieg waren, konnten sie nicht arbeiten. Darum mußten die Zurückbleibenden sie nähren und kleiden, während sie auszogen und die Felder schützten. Also befahl Lasse eine allgemeine Schutzsteuer.

Jetzt fing man auch an Häuser zu bauen und hatte jeden Gedanken ans Umherstreifen aufgegeben. Aber das Behagen, sekhast zu sein, war teuer erkauft, und Lasse hatte jetzt keinen frohen Tag mehr, denn er mußte unaufhörlich Zwiste schlichten und Gesetze und Verordnungen erfinden.

7.

Die Sitten wurden immer roher. Das bewegliche Leben in den Wäldern hatte die Sinne erfrischt, und die Unmöglichkeit, das Wildbret längere Zeit aufzubewahren, hatte die Menschen

grohmütig gemacht. Jetzt, wo man sparen konnte, wurden die Menschen geizig und kleinlich.

Die Jägerstämme, die sich noch in den angrenzenden Wäldern tummelten, hielten es für etwas Schimpfliches, den Stühen die Milch zu rauben, die die Natur für die Kälber bestimmt habe; und einige edlere Gemüter beschloßen einmal, mit Gewalt diese Tierquälerei zu hindern. Die Jäger verachteten diese „Kälber“, wie sie sie nannten, längst; ihre Verachtung wurde aber noch größer, als sie ein Schlachten sahen, bei dem unter den rohesten Handgriffen die gebundenen Tiere ohne ein Zeichen von Widerstand niedergestochen und ihnen das Blut abgezapft wurde. Das war für die Jäger, die selten den Todeskampf und nie ein Blutvergießen sahen, ein widriger Anblick.

Peter Snagg, das Haupt der Jäger, konnte nicht genug seinen Kummer und seine Verachtung über die Fortschritte der Roheit ausdrücken. Noch schlimmer kam es ihm vor, daß man die Wälder verbrannte und die Menschen „wie Tiere Gras“ aßen. Einmal war Peter der Ansicht, die Vernichtung der Wälder würde das Land ruinieren; ferner meinte er, es sei blödsinnig, Grassamen zu säen, wo solche ungeheure Flächen von trockenem Stroh bedeckt würden.

„Welch schmutziges, erbärmliches, verdummes Volk,“ rief er aus, als er sie, über Hacke und Spaten gebeugt, in der Erde wühlen sah. „Und die Erde muß, wenn sie eine Ernte gegeben hat, mit Mist gedüngt werden. So weit ist die Roheit gekommen, daß sie Dreck essen! Bringen sie diesen Dung nicht aus dem Viehstall aufs Feld, und bringen sie dann nicht die Saat, die daraus gewachsen ist, in die Scheunen! Pfui Teufel, so ein Volk! Und dann bauen sie dicke Gütten aus Balken, in die die Luft nicht hineinkommen kann. Da setzen sie sich dann hin und feuern; und wenn sie in die frische Luft hinauskommen, so wird ihnen schlecht. Und sie sehen nichts anderes von der Welt als ihre verbrannten Ackerstücke und ihre lieben Dreckhaufen vorm Viehstall. Wie wichtig und schlau sie bei solch einer Beschäftigung werden müssen!“

Lasse, der noch einmal freundschaftlich mit Peter zusammentraf, disputierte mit ihm und wandte ein, daß der Ackerbau die Menschen friedlicher mache; wer seine Saat unter freiem Himmel habe, hüte sich, sich Feinde zu machen, die ihm seine Ernte nehmen könnten, während er schlief.

Peter wandte aber ein, daß ein Mensch, der etwas besitzt, niemals ruhig schlafen könne und immer in Unruhe schweben müsse, es zu verlieren. „Und,“ fuhr er fort, „wie muß er sich an die Erde gebunden fühlen; wie schwer wird es ihm werden, von diesem elenden Leben zu scheiden, da er sein Besitztum herrenlos zurücklassen muß.“ Und ein Schlagregen, ein Hagelschauer, ein zerbrochener Baum könne ja jeden Augenblick die Früchte der Arbeit vernichten. Ein furchtbares Geschlecht werde aus all diesem entstehen, ein klavisches, verdumptes Volk werde aus diesen Erdwühlern werden, die schließlich in der Vorstellung erstarren würden, daß die Welt nur aus ihren Aedern bestehe.

Lasse sah bald die Folgen. Die Leibeigenen, die teuer zu ernähren und schwer zu bewachen waren, mußten freigegeben werden. Die zogen sofort in die Wälder und brannten die Bäume nieder. Und bald war Lasses ganze Provinz von Aderbauern besetzt. Streit um Waldlose und Weidegründe entstand. Des einen Vieh trat den Acker des anderen nieder.

Da wurde der Ruf nach einem Uebereinkommen allgemein, und Lasse sah sich genötigt, das erste Recht des Gesetzbuches wieder hervorzuholen, nämlich das Grundrecht, durch das jeder ein Recht auf den Grund und Boden bekam, den er sich genommen hatte.

Bald aber sah man ein, daß das Gesetz nicht befolgt wurde; man mußte also Strafen ausdenken. Da sich bereits Uebervölkerung einzustellen drohte, und Gefängnisse den Unschuldigen eine ungerechte Steuer auferlegt hätten, und da außerdem alle ins Gefängnis hätten kommen wollen, um Essen und Wohnung zu haben, ohne arbeiten zu müssen, fand man es am einfachsten, die Verleher des Gesetzes zu töten. Das Leben war noch keinem so unsinnig lieb, denn beim Vergleich zwischen dem jetzigen und dem vergangenen schönen Leben auf der Insel der Seligen hielt man das Leben im allgemeinen für eine Last. Die Todesstrafe wurde also mit Jubel angenommen, und damit war das Strafrecht wieder eingeführt.

Aber neue Verwickelungen drohten. Lasse sah, daß die Dinge sich zu verwirren anfangen; sie aber auseinanderzuhalten, war nicht möglich; blieb also nur übrig, in der einmal eingeschlagenen Richtung weiterzugehen.

Nachdem einige Jahre mit unaufhörlichen Streitigkeiten und Gesechgebungen über Einfriedigungspflichten, — über Wasserzüge, die einige mit Mühlen gesperrt hatten, wodurch andere im Fischen geschädigt wurden, — über Anlegung von Wegen durch fremden Grund und Boden, da der eine nicht zu seinem Besitztum kommen konnte, ohne über fremden Grund und Boden zu fahren, und anderes mehr hingegangen waren, geschah es eines Tages, daß ein Bauender oder Bauer, wie sie jetzt hießen, einer von denen, die sich inmitten der Felder und Weiden niedergelassen hatten, plötzlich starb. Er hinterließ eine Frau und sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Alle wollten den Hof haben; der konnte aber, zerstückelt, nicht alle ernähren; auch wollte Lasse lieber einen Bauer als sechs Kätthner haben; darum mußte er das alte Erbrecht wieder hervorholen, durch das der älteste Sohn Besitzer des Hofes wurde, mit der Verpflichtung, die Mutter zu unterhalten. Die übrigen Geschwister mußten in die Welt hinausziehen und Dienst suchen.

Dadurch gewarnt sah man seitdem selten, daß ein Bauer mehr als zwei Kinder zeugte, denn niemand wollte seine Kinder dienen lassen.

Jetzt aber entstand aus denen, die bereits geboren waren und keinen Grund und Boden bekommen hatten, eine Klasse Unzufriedener. Die waren sehr gefährlich, denn da sie nichts zu verlieren hatten, fürchteten sie auch nichts. Sie zogen in die Wälder, denn sie sahen nicht

ein, warum sie anderen, die die Früchte ihrer Arbeit genossen, dienen sollten.

Lasse schloß sich viele Tage mit dem Pastor ein, und die beiden versuchten einen Grund herauszufinden, warum die einen arbeiten sollten, damit die anderen essen konnten; sie vermochten aber keinen zu finden.

Da nun der Grund und Boden nicht geteilt werden konnte, geschah es manchmal in guten Jahren, daß die Ernte so groß wurde, daß ein Ueberschuß entstand, und der Bauer mehr von einer Sorte hatte, als er verzehren konnte. Da verfiel er darauf, mit anderen von deren Ueberschuß zu tauschen; und bald wußte man genau, wann und wo die zu treffen waren, die etwas zum Tauschen hatten. Auf den Marktplätzen traf man sich; dahin kamen die Jäger mit ihren Pelzwaren, mit Salz, Fischen und Wild und tauschten sie gegen Saat, Käse, Butter und Vieh.

Um den Tausch zu erleichtern, kam man darauf, Platten aus Zink zu benutzen, die mit Zahlen gestempelt wurden und als Tauschmittel dienten.

Als sich aber infolge dieses Verfahrens Reichthümer anzuhäufen begannen, wurde der Neid bei den Enterbten so groß, daß sie sich auf Raub und Plünderung warfen.

Die Gemeinde war dadurch aufs äußerste bedroht, und Lasse mußte ein stehendes Heer aus diesen Mißvergnügten anwerben; wodurch das alte Heer noch vergrößert wurde und neue Steuern erhoben werden mußten.

Die Bauern bezahlten die Steuern gern, wenn sie nur geschützt waren. Aber was waren das für Langenichtse, die in dem neuerbauten Turm aßen und tranken, spielten und tanzten! Nichts hatten sie zu tun; und deshalb fühlten sie sich besser als die Erdwühler. Ihre Sitten waren roh und sie hatten keinen Respekt vor Lasse. Sie zogen auf die Straßen und Wege hinaus und plünderten die Tauschenden, wenn sie vom Markt kamen.

Längst war ein dumpfes Mißvergnügen von den Bauern zu vernehmen, die keine Lust hatten, Tyrannen zu ernähren. Die Todesstrafe schreckte niemand ab, denn sie erwarteten alle, nach dem Tod auf die Insel der Seligen zu kommen; und zum Tode gingen sie wie zu einem Fest.

Lasse war also gezwungen, etwas zu finden, das sie vorm Tode bange machte. Und er brauchte nicht lange zu suchen.

Uffka, das ist Pastor Aronius, der in eine Art Winterschlaf versunken war, wurde aufgeweckt und ausgesandt, um die politische oder Hölle religion zu predigen.

Die vornehmsten Punkte dieser schönen Lehre waren folgende: alle Menschen, die keinen Grund und Boden bekommen hatten, sind Elende; die Götter hätten sie zwar geschaffen, aber sie waren ungehorsam, und Ungehorsam gegen die Obrigkeit ist die größte Sünde; darum würden auch alle, die sich keinen Grund und Boden erworben hatten und nicht für andere arbeiten wollten, nach dem Tode in die Hölle kommen, wo sie bis in Ewigkeit lebendig gebraten würden.

Diese Lehre machte anfangs keinen Eindruck auf die unbeirrten Gemüter, aber die Macht der Gewohnheit ist groß, und ganz allmählich gelang es Uffka, durch gemalte Bilder die Frauen vorm Tod bange zu machen. Das war der erste Schritt.

Aber die Krieger trieben nur ihre Poffen mit dem Priester und waren unverbesserlich. Schließlich mußte Lasse eine andere Methode bei ihnen anwenden. Er bestach sie. Das Land wurde in Kreise eingeteilt, und über jeden ein Krieger als Haupt eingesetzt.

Jetzt konnte man die Bauern ziemlich im Zaum halten, denn jeder Kreishauptmann hatte einen Turm und eine Garnison. Aber diese

Chefs unterdrückten die Bauern grenzenlos, und sie verfielen auch darauf, von allen Kaufleuten, die durch ihr Gebiet zogen, eine Steuer zu erheben. Diese Steuer wurde Zoll genannt und sollte den Handel schützen (nämlich gegen die Räubereien der „Beschützer“).

So ging es „vornwärts“ mit dem Fortschritt.

Lasse hatte sich verheiratet und Kinder erzeugt. Seine Ausgaben wurden größer, und er mußte neue Steuern erheben. Da aber klagten die Bauern. Sie hätten selber so viel Kinder zu ernähren, sagten sie, daß sie nicht noch andere ernähren könnten.

Dazu kam, daß Burschen und Mädchen ganzügellos Kinder in die Welt setzten. Lasse sah sich gezwungen, eine neue Institution einzuführen, durch die es Personen, die nicht Grund und Boden oder Eigentum besaßen, bei großer Strafe verboten wurde, Kinder zu erzeugen.

Um die, die Kinder zeugten, unter strenger Kontrolle zu halten, mußte jeder, der sich verheiraten wollte, dies bei Uffka anmelden. Der gab ihm zuerst eine Standpredigt in der Hölle lehre, auf die jeder mannbare Jüngling und jedes heiratsfähige Mädchen einen Eid ablegen mußte. Die Eltern klagten und jammerten, aber es half nicht, denn die Kriegsmacht entschied jetzt alle Gewissensfragen.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Die Frauen, die sich der Kinder wegen unter der Schutzhülle der Männer gestellt hatten, waren dadurch von den Männern so abhängig geworden, daß sie Dienerinnen glichen. Die Frau machte alle niedrigen Arbeiten im Haus, und die Schwestern, die ja nicht erbten, warteten den Brüdern auf.

Da jeder Bauernbursche, der sich verheiraten wollte, infolge der größeren Ausgaben in schlechte Verhältnisse zu kommen fürchtete, blieben viele Mädchen unverheiratet. Da verfielen die Eltern darauf, ihnen eine Morgengabe zu geben, ja schließlich halbes Erbrecht. Die ein großes Erbe hatten, verheirateten sich also leichter als die, die ein kleines hatten. Hierdurch hielten die Grundbesitzer gegen die zusammen, die keinen Grund und Boden besaßen; so entstand ein Landadel neben, oder vielmehr unter dem Adel der rohen Gewalt, dem Diebesadel.

Der Diebesadel aber bestand aus unruhigen Herren, bei denen frohe Erinnerungen an die Jägerzeit noch lebendig waren; um etwas Unterhaltung zu haben, teilten sie unter sich die wenigen Jagdgründe, die noch vorhanden waren, und den Bauern wurde verboten, Waffen zu tragen.

Eine andere Erfindung, die diese Diebe machten und die den gerechten Verdruß aller Bauern erregte, bestand darin, Wölfe zu zähmen, die jedoch niemals zahmer wurden, als daß sie ihren Herren gehorchten, aber alle anderen bißen. Sie sollten zur Jagd dienen, waren eigentlich aber dazu da, das Diebesgut zu schützen, während die Diebe den Schlaf des Kaufmannes schliefen. Dieses Bündnis der Diebe mit wilden Tieren reizte die Bauern ungeheuer, jetzt aber hatten sie keine Hoffnung mehr, ihre Stimmen zu Gehör zu bringen.

Schließlich richtete sich die Jagdlust der Herren gegen die eigenen Genossen, und sie machten kleine Ausfälle gegen die Türme der anderen. Immer aber waren die Bauern der leidende Teil, denn ihre Felder wurden von den Pferden der Herren niedergetreten.

Die waffenlosen Bauern vermochten nichts gegen bewaffnete Männer und wilde Tiere. Aber sie beklagten sich bei Lasse. Der hatte gesehen, wie die Dinge immer verwickelter wurden, und mußte jetzt keinen anderen Rat, als die Bauern zu bewaffnen und mit ihrer Hülfe und seinem eigenen Kriegsvolk die Herren zu züchtigen.

Das tat er denn.

Darauf war nur noch ein Schritt zu tun, und er ließ sich zum Häuptling über alle Häuptlinge oder zum König ausrufen.

Um der Sache größeren Glanz zu verleihen, ließ er sich feierlich krönen. Mit einem roten Wolfspelz bekleidet, der mit Fuchsfellen besetzt war, und eine Viberniße mit Eichelhäherfedern auf dem Kopf, ließ er sich auf einer großen Wiese von Uffka mit Teer um den Mund salben; worauf das ganze Volk einen neuen Eid auf die Höllenlehre ablegen und darauf schwören mußte, daß Lasse von Göttern gesandt sei, und daß die Dynastie Gulling von Noahs Sohn Zaphet abstamme; weshalb alle anderen Häuptlinge ihm untertan sein und Steuern zahlen sollten. So war dem Lasse I. vom Geschlecht Gulling zum König gesalbt. Um aber dem Königsnamen größere Würde zu verleihen, ließ er sich Lasse I. Hugo, Gulling von Zaphetsohn schreiben. Jetzt trat eine Zeit von großer Ruhe ein. Die Höllenlehre hatte nämlich um sich gegriffen, und die Furcht vorm Tode war so groß, daß wenig Verbrechen begangen wurden.

Eine neue Klasse von Nichtgrundbesitzern war entstanden. Einige von diesen, die jetzt nicht mehr frei umherstreifen konnten, denn auch darauf war jetzt Strafe gesetzt, hatten sich um die Türme der Landeshauptleute niedergelassen und machten Kleider und Schuhe für die faule Garnison. Sie wurden mäßig bezahlt, genossen dafür aber den Schutz des Häuptlings; das heißt, sie mußten Steuern bezahlen, weil sie für die Müßiggänger arbeiteten. Aber die Sinne der Menschen waren bereits so verwirrt, daß die armen Schneider und Schuhmacher diese Betrügerei nicht durchschauten; und durch Einführung der Höllenlehre war die Furcht vorm Tode so groß geworden, daß man lieber um jeden Preis leben, wie man auch bedrückt wurde und welche Demütigungen man auch erleiden mußte, als den Tod riskieren wollte.

Aber die Schuhmacher und Schneider wollten auch essen und trinken, und um den Turm wuchs nichts. Deshalb mußten die Bauern ihnen Nahrung bringen, gegen Eintausch von Kleidern, Schuhwerk und Geld.

Die Herren aber bauten eine Mauer, die das Gebiet um den Turm einhegte, und in die Mauer setzten sie ein Tor und in das Tor einen Schreiber (die hatte man nämlich längst gehabt); der erhob eine Steuer vom Bauer dafür, daß er hineinfahren und drinnen verkaufen konnte. Die Bauern konnten nicht verstehen, warum sie für die Milche, die sie hatten, um Nahrung in die Stadt zu bringen, auch noch bezahlen sollten; und niemand verstand das, aber „es stand so geschrieben“.

Schließlich kamen eines Tages pfiffige Handelsleute zu Lasse und stellten ihm vor, die Landwirtschaft werde verfallen, wenn die Bauern in die Städte führen und schacherten. Deshalb wollten sie es übernehmen, von den Bauern auszukäufen, gegen eine bestimmte Steuer, die sie an die „Viberniße“ (so wurde Lasse jetzt genannt), bezahlten.

Lasse ging auf den Vorschlag ein. Die Bauern aber weigerten sich zu verkaufen. Da brach in der Stadt Hungerstnot aus, und den Bauern wurde bei Strafe des Lebens befohlen, an die Handelsleute zu verkaufen.

In ihrer Not erhöhten die Bauern den Preis für ihre Waren. Sofort ließ Lasse Taxen ausschreiben, die den Preis von Vieh und Getreide bestimmten. Damit war die Zukunft der Stadt garantiert, und Friede und Glück herrschte lange Monate.

Lasse aber bekam von seinen Kriegern den Namen Lasse Viehstallschloß, weil er selbst den Schlüssel zum Viehstall des Bauern hatte, den er nach Belieben öffnete und schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Kanalisation.

Von R. Gerber.

Unter Kanalisation versteht man die systematische Beseitigung der Schmutzwässer und der Niederschläge in den Ansiedlungsstätten der Menschen. Das Bedürfnis nach derartigen Anlagen machte sich schon im Altertum bemerkbar. So sind z. B. durch die Ausgrabungen in Babylon, Ninive usw. unterirdische Abwässerkanäle bloßgelegt worden, die beweisen, daß schon vor Jahrtausenden zweckentsprechende Kanalisationsanlagen in diesen alten Städten bestanden haben. Am bekanntesten von den antiken Kanalisationen ist die „Cloaca maxima“, mit deren Bau im alten Rom etwa 600 Jahre v. Chr. begonnen wurde. Bei dieser Abwässerungsanlage wurde bereits der Anschluß der einzelnen Grundstücke durchgeführt. Mehr oder minder unentwickelte Anlagen zur Beseitigung der Schmutzwässer besaßen auch Jerusalem, Karthago, Athen und einige andere große Städte des Altertums.

Mit der Ausbreitung des Christentums wurde leider der Sinn der Menschheit so sehr auf das „Jenseits“ gelenkt, daß die Anlage und Erhaltung derartiger wichtiger Kulturwerke keine Förderung fand. So kam es denn, daß die Kanalisation im modernen Sinne des Wortes erst im vorigen Jahrhundert ausgebildet wurde. Die in der Zwischenzeit geschaffenen Anlagen sind gering an Zahl und meist auch wenig bedeutend. In Deutschland wurde z. B. in Frankfurt a. M. im 12. Jahrhundert ein Schmutzkanal beim Zuschütten eines Festungsgrabens geschaffen, und dieser dann durch einige Zweigkanäle erweitert. Im Jahre 1531 wurden in Bimzlan in Schlesien einige Entwässerungskanäle erbaut usw.

Je mehr man im Laufe des letztvergangenen Jahrhunderts die Notwendigkeit erkannte, die gesundheitlichen Verhältnisse der Städte durch verschiedene Maßregeln zu heben, umso mehr wurden denn auch umfangreiche Anlagen zur Beseitigung der Abwässer aller Art in schneller Folge geschaffen. Namentlich in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist der Bau von Kanalisationen in den meisten Großstädten Deutschlands durchgeführt worden. Hierbei wurde dieser Zweig der Technik zu einer solchen Höhe entwickelt, daß in unseren Tagen auch kleinere Städte derartige Anlagen mit verhältnismäßig geringen Anlagekosten durchführen können. Ein besonders erfreuliches Zeichen für die Erkenntnis, welche Wichtigkeit gerade die Kanalisation für die allgemeine Gesundheitspflege hat, und wie die rationelle Abwässerbeseitigung mehr gewürdigt wird, ist die Tatsache, daß selbst kleine Gemeinden sich derartige Anlagen zulegen. So erleben wir denn jetzt die beachtenswerte Erscheinung, daß sich kleine benachbarte Gemeinden, die allein zu schwach sind, um die Kosten für umfangreiche Kanalisationen aufbringen zu können, miteinander zu sogenannten „Zweckverbänden“ vereinigen. Die dann für mehrere Dörfer (namentlich in der Nähe von Großstädten) usw. schon geschaffenen, vielfach im Bau begriffenen oder doch projektierten einheitlichen Kanalisationen haben auch ihre großen finanziellen und technischen Vorteile gegenüber den kleinen Anlagen wenig entwickelter Gemeinden.

Die Aufgabe der modernen Kanalisation hat die Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege im Jahre 1886 in Breslau folgendermaßen festgelegt: jede größere, namentlich mit Wasserleitung versehene Stadt kann eine geregelte Entwässerung durch unterirdische Kanalisation nicht entbehren, da die Schmutzwasser so rasch wie möglich aus dem Bereiche der Wohnstätten entfernt werden müssen. Die Kanäle sollen zur Aufnahme und sicheren

Abführung der gesamten Schmutzwasser — einschließlich der Klosettabgänge — und des Regenwassers geeignet sein, insoweit nicht die örtlichen Verhältnisse die besondere (getrennte) Ableitung des Regenwassers als zweckmäßig erscheinen lassen.

Soll nun in einem Ort eine Kanalisation durchgeführt werden, so müssen zunächst die abzuführenden Mengen Abwässer ermittelt werden. In dieser Hinsicht ist z. B. bezüglich des Regenwassers zu bedenken, daß in den Städten mehr Niederschläge zu besorgen sind als auf dem Lande, weil das Straßenpflaster das natürliche Versickern hindert. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß man pro Kopf der Bevölkerung im Jahre zirka 460 Kilo Exkremente und 7300 Kilo Abwässer in Anschlag zu bringen hat, um die Größe der zu erbauenden Kanäle zu bestimmen. Je mehr Häuser nun an einen Kanalisationskanal anzuschließen sind, um so größer sind natürlich auch die zu befördernden Abwässer- und Exkrementemengen; dementsprechend müssen daher auch die Abmessungen der Rohrleitungen und Kanäle gehalten werden.

Die Durchführung der Kanalisation kann nach verschiedenen Systemen bewirkt werden. Die Wahl des zu bauenden Systems hängt von mannigfachen Gesichtspunkten ab. Es kommen hier in Betracht: Vorhandensein und Lage eines Flußlaufes, Terrainbeschaffenheit der Stadt und der Ländereien, welchen die Abwässer zugeführt werden sollen, klimatische Verhältnisse, Charakter des Ortes (z. B. industrielle Entwicklung), Größe des zu entwässernden Bezirks usw. Die vier Hauptmethoden der Kanalisationsanlagen sollen daher im Folgenden an Hand von vier systematischen Zeichnungen kurz besprochen werden.

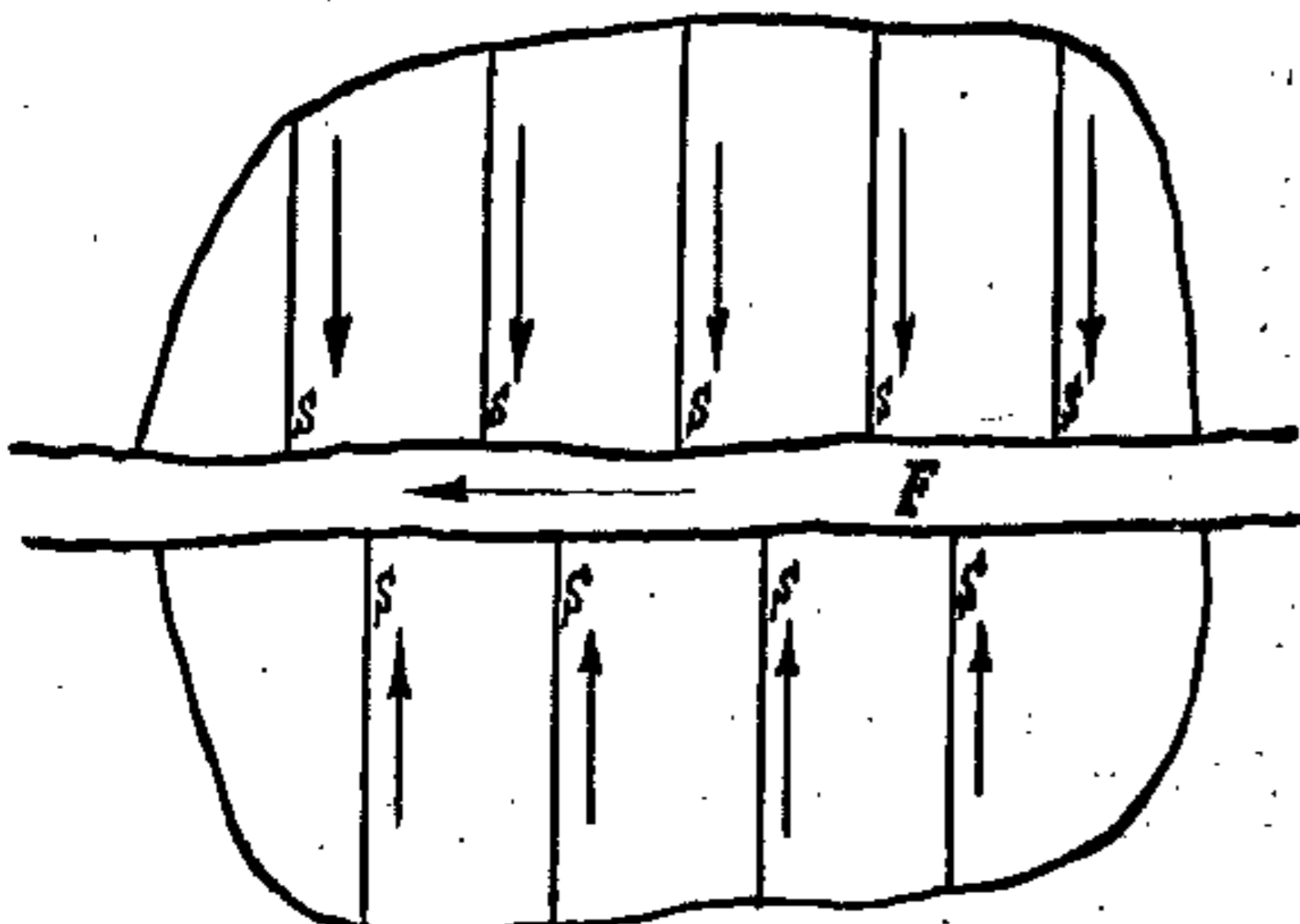
Bei dem **Perpendikularsystem** wird der zu entwässernde Ort durch die „Sammler“ (in der Skizze mit „S“ bezeichnet) in Bezirke zerlegt. Den Sammlern werden die Abwässer aus den Häusern usw. durch Rohrleitungen zugeführt. In den die Stadt durchziehenden Flußlauf münden die Sammler rechtwinklig ein. Dieses System trifft man in Deutschland z. B. in den Städten Halle, Lübeck und Würzburg an. Als großer Nachteil dieser Kanalisationsform gilt die Verunreinigung des Flusses noch innerhalb des Ortes. Dem Vorteil der verhältnismäßig kurzen Kanäle von geringer Größe stellt sich der Nachteil der Überlastung der dicht am Fluß gelegenen Ortsteile mit den Abwässern aus den oberen Stadtbezirken entgegen.

Die durch das eben erwähnte System bedingte große Verschmutzung des Flusses innerhalb des bewohnten Ortsbezirkes wird durch das **Abfangsystem** verhindert. Die Sammler („S“) münden, wie die Zeichnung erkennen läßt, nicht direkt in den Fluß, sondern werden an beiden Seiten durch einen besonderen Abfangkanal („A“) aufgenommen. Diese beiden Kanäle werden dann außerhalb der Stadt in den Fluß geführt. Nach dieser Methode hat z. B. Danzig seine Kanalisation erhalten. Immerhin hat auch dieses Verfahren einen Nachteil: man muß nämlich die Abfangkanäle verhältnismäßig groß erbauen, zumal man auch auf die Stadtvergrößerung bis zu einem gewissen Grade Rücksicht zu nehmen hat. Daher erfordert der Bau derartiger Abfanganlagen große Geldauswendungen. Eine Abart dieser Methode ist das **Parallelsystem**, bei dem (z. B. in Frankfurt a. M.), verschiedene Hauptkanäle annähernd gleichlaufend mit dem Fluß die Stadt durchziehen und nachher die Unratmengen in den Fluß entleeren.

Bei der **Fächer-Kanalisationsweise** werden die Abwässer zu den Sammlern („S“) geführt, die alle im Punkt A zusammentreffen. Dieser in Breslau, Karlsruhe, Dortmund usw. durchgeführten Kanalisationsart haftet gleich-

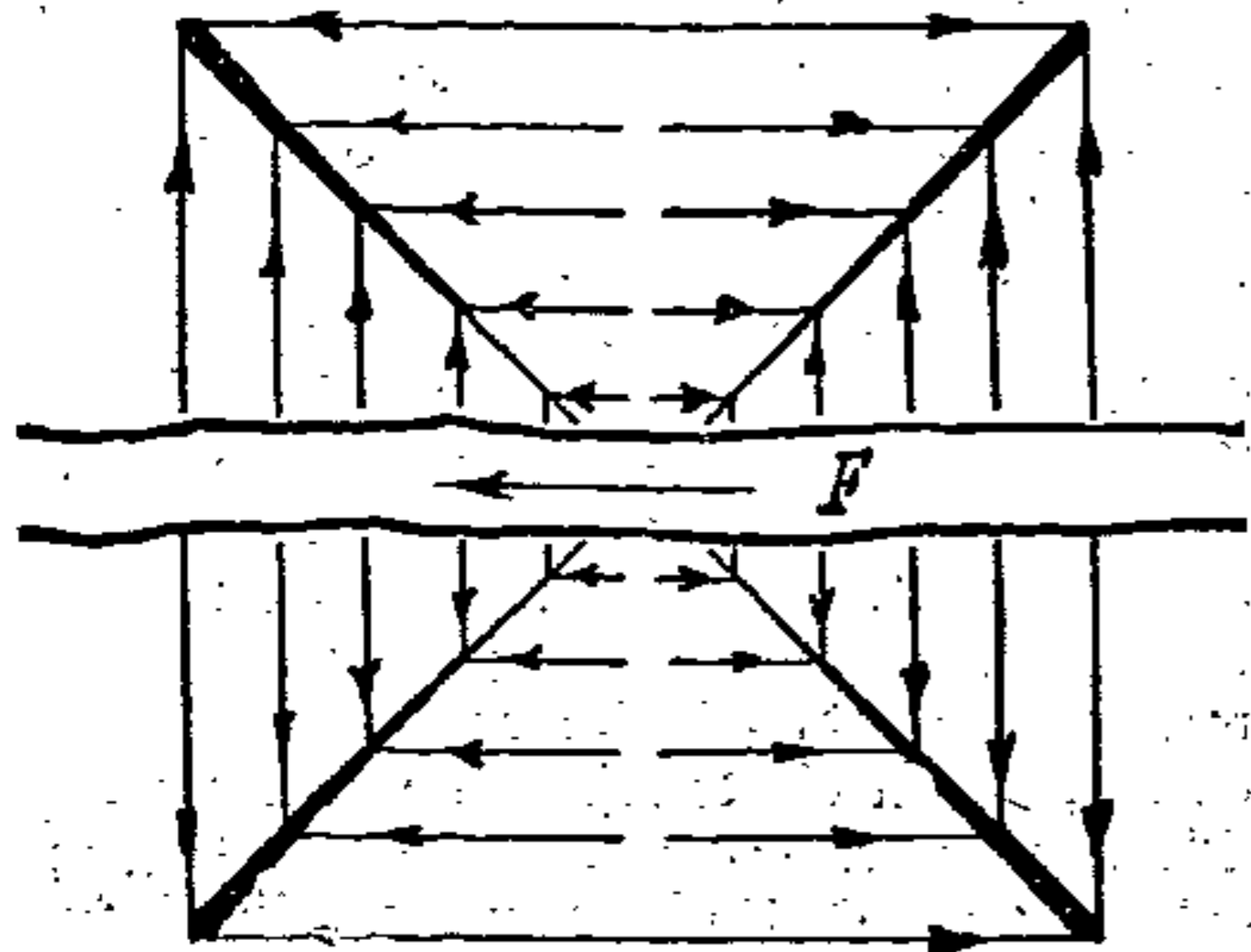
falls der Nachteil an, daß man die Sammler von vornherein auch für erst später eintretende Bedürfnisse groß genug zur Ausführung bringen muß.

Beim *Radial-System* wird der Ort in Bezirke zerlegt; für jeden Teil kommt eine Kanalisationsanlage für sich zur Ausführung. In



Perpendikular-System.

idealer Weise ist dieses System in unserer Zeichnung dargestellt. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß natürlich die Einteilung der Stadt in gleich große Bezirke kaum jemals durchführbar sein wird. Man fährt meist viel besser, wenn man dieses, den besonderen Verhältnissen der einzelnen Stadtteile leicht anpaßbare System nach den verschiedenen Bedürfnissen der Ortsteile, der Terrainbeschaffenheit des Bezirks und der Lage des Flußlaufes aus gestaltet. Die Abwässer werden bei der z. B. nach dem Radialsystem entwässerten Stadt Berlin nicht in den Flußlauf geführt; das Hauptrohr des Radialsystems mündet in eine Pumpsation. Von hier aus werden dann die Abwässer unter dem Druck der Pumpenanlage weit hinaus auf die Rieselfelder geleitet. Neben dem Vorteil, daß beim Radialsystem jeder Stadtteil seine unabhängige Kanalisation besitzt, kommt vor allen Dingen der wichtige Umstand in Betracht, daß man es mit dieser Methode in der Hand hat, die Anlage des einzelnen Radialsystems mit der Bebauung des zu entwässernden Bezirkes nach und nach bequem erweitern zu können. Daher sind die ersten Anlagekosten der Kanalisationen nach dieser Methode verhältnismäßig gering. Entsteht ein neuer Stadtteil, so kann auch hier wieder ein neues Radialsystem leicht zur Ausführung gebracht werden. Wie sehr diese Kanalisationsmethode den verschiedenen Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßt werden kann, geht



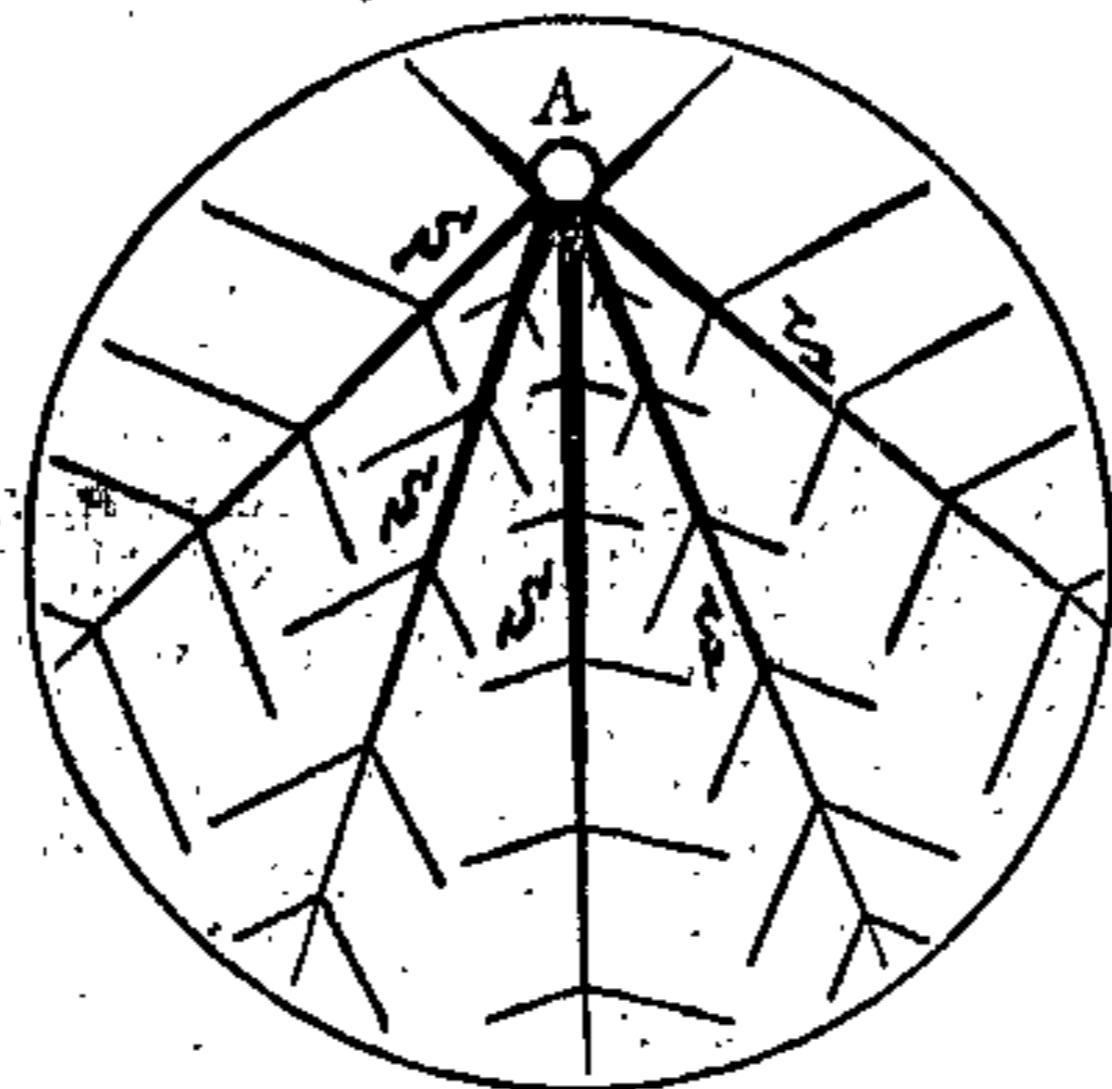
Radial-System.

wohl am besten daraus hervor, daß in Berlin die kleinste Anlage nur 273 Hektar entwässert, während sich die größte Ausführung in dieser Stadt auf ein Gebiet von 797 Hektar erstreckt.

Schließlich wäre noch darauf hinzuweisen, daß man auch die Regenwässer getrennt von den Abwässern der Häuser und den menschlichen Excrementen abführen kann. Dieses Verfahren

wird im Gegensatz zur Schwemmkanalisation als das *Trennungssystem* bezeichnet. Ueber die Vor- und Nachteile dieses, bisher wenig angewandten Verfahrens herrscht zurzeit unter den Fachleuten selbst noch nicht die geringste Einigkeit. — Innerhalb der Städte mit Kanalisation liegen nun die Kanäle entweder an beiden Straßenseiten (wie z. B. in Berlin) oder aber es ist ein Kanal in der Straßenmitte angeordnet (z. B. in Hamburg). In Straßen mit wenig Abwässern bestehen die kleinen Ableitungsanlagen meist aus glasierten Tonröhren; dagegen werden die größeren Kanäle mit Ziegeln gemauert oder aus Zementbeton hergestellt. Die in den Haushaltungen entstehenden Abwässer gelangen durch den *Ausguß* in das *Abfallrohr* der Hausleitung, die dann in die Inspektionsgrube und von hier in die Kanäle führt. Die Abfallleitung ist im Hause bis über das Dach verlängert und oben offen, so daß die mit in die Leitung gelangende Luft leicht nach oben entweichen kann. Um nun zu

verhindern, daß unangenehme Gerüche aus der Leitung, durch welche doch sehr oft überriechende Abwässer der Kanalisation zugeführt werden, in die Wohnräume dringen, ist jeder Ausguß mit dem sogenannten *Geruchsverschluß* versehen. Das trifft auch für die Klosettanlagen zu. Der Geruchsverschluß ist auf unserer Zeich-



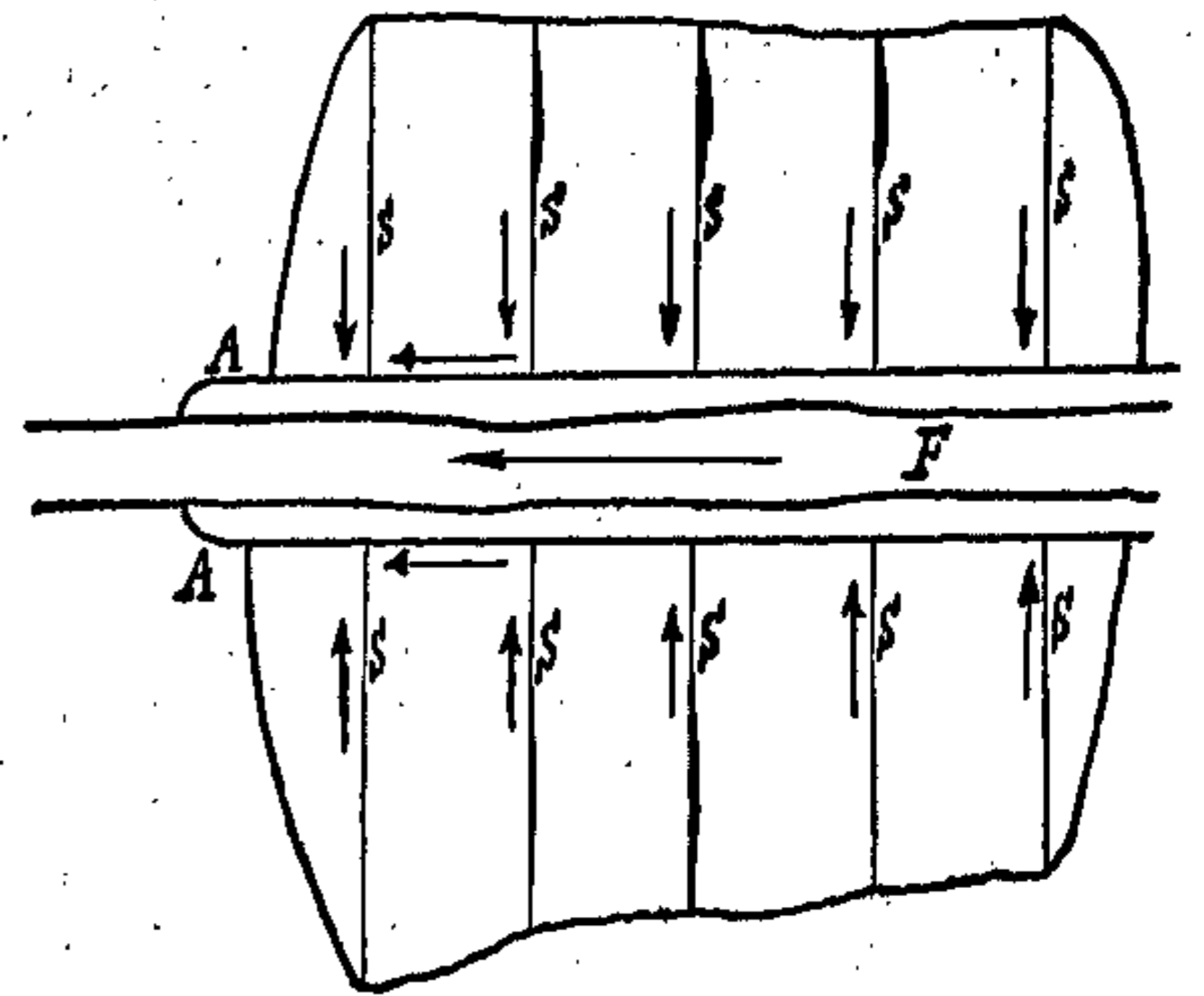
Fächer-System.

nung eines Ausgusses mit *G* bezeichnet. Man erkennt, daß hier durch ein bogenförmiges Rohrstück ein Wasserbehälter geschaffen ist. So viel Abwässer man auch durch einen solchen Geruchsverschluß schicken mag, immer wird dieser in der angedeuteten Weise mit Wasser gefüllt bleiben. Dadurch wird in der denkbar einfachsten Weise erreicht, daß die unangenehmen Gerüche weder durch das Klosett, noch durch den Ausguß in die Wohnräume gelangen und hier belästigend wirken können, weil ja durch den Wasserverschluß den schlechten Dünsten der Zutritt zur Wohnung abgesperrt wird.

Es ist naheliegend, daß auch sonst noch jede Kanalisationsanlage viele Einrichtungen zur Sicherheit des Betriebes besitzt, auf die an dieser Stelle einzugehen zu weit führen würde.

Die Anlagekosten jeder Kanalisation sind immerhin so bedeutend, daß nur die mannigfachen großen Vorteile die Durchführung überall, wo es nur irgend zugänglich ist, empfehlenswert machen. Die Stadt Berlin gab z. B. in den ersten 10 Baujahren (1873—1883) für ihre Kanalisation die Summe von über 36 Millionen Mark aus, wozu noch die Ausgaben der für die Aufnahme der aus der Stadt geschafften Abwässer erforderlichen Rieselfelder kommen. Die Kosten der Kanalisationsanlagen sind in den verschiedenen Städten nicht gleich, weil hier verschiedene Faktoren zu berücksichtigen sind. Günstige natürliche Verhältnisse im Terrain einer Stadt können z. B. zur Folge haben, daß die

Durchführung der Abwässeranlage mit verhältnismäßig geringen Aufwendungen bewirkt werden kann. Während in Berlin die Kanalisation pro Kopf der Bevölkerung eine Ausgabe von 48 Mark, in Danzig von 25 Mark und in



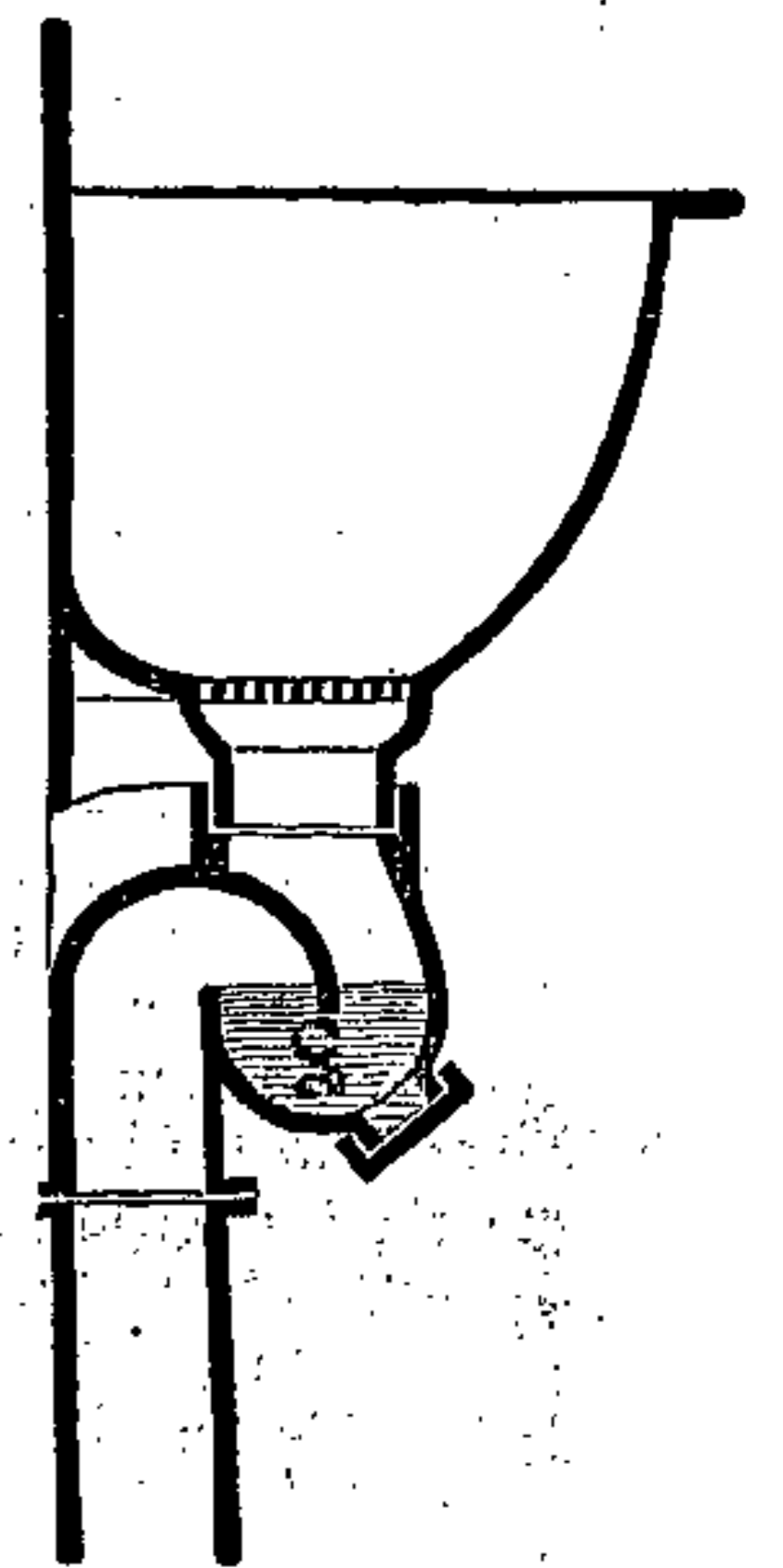
Abiang-System.

Stralsund gar nur von 15 Mark erforderte, stellt sich diese Ausgabe in München auf 50 Mark, in Frankfurt a. M. auf 63 Mark und in London sogar auf 68 Mark.

Auch die Jahreskosten der Abwässerbeseitigung sind verschieden. Während Berlin in dieser Hinsicht eine Gesamtausgabe von 3 Mark pro Kopf der Bevölkerung hat, wendet Breslau nur 1,31 Mark auf und Danzig benötigt sogar nur 1,16 Mark; dagegen beträgt diese Ausgabe in Frankfurt a. M. 3,75 Mark.

Alle diese Aufwendungen werden aber aufgewogen durch die großartigen Vorteile, welche durch die Kanalisation der Ortschaften erreicht werden. Wir wollen ganz absehen, von der durch diese Anlagen erzielten „Bequemlichkeit“; zumal diese Bezeichnung nur als ein falscher Ausdruck für die dadurch errungene Sauberkeit und Annehmlichkeit betrachtet werden kann. Vor allen Dingen sind es nämlich die gesundheitlichen Gesichtspunkte, die ganz allein auch die größten Ausgaben für Kanalisationszwecke genügend rechtfertigen. Die Statistik weist nach, daß durch die Kanalisation die durchschnittliche Lebensdauer der Bewohner der Städte gehoben worden ist. Die Gesamtsterblich-

keit betrug in Berlin früher pro Jahr 29 von 1000 Einwohnern; sie sank nach Einführung der systematischen Entwässerung auf 21 pro 1000 Köpfe der Bevölkerung. Besonders erfreulich ist auch die durch die Kanalisation herbeigeführte Herabminderung der Typhusgefahr. Während z. B. in Berlin früher von 1000 Todesfällen 23 auf Typhus entfielen, brachte die rationelle Entwässerung das Herabsinken dieser Sterblichkeitsziffer auf 7 pro 1000 mit sich. Derartige Feststellungen könnten hier noch mehr gegeben werden. Aber das Vorstehende dürfte genügen, um jedem Einsichtigen die gewaltigen hygienischen Vorteile, welche die Kanalisation der Ortschaften zur Folge hat, deutlich genug vor Augen zu führen.



Ausgußbecken mit Geruchsverschluß.



E. Stanton: Deimkehr vom Markt.

Tau, Reif, Schnee.

Von H. Gerltmann.

Wenn man die Meteorologie für diejenige Wissenschaft erklärt, welche sich mit den Erscheinungen der Luft beschäftigt — und diese Erklärung ist in der Tat mit Recht allgemein verbreitet — so dürfte man den Tau und den Reif eigentlich nicht für Gegenstände der Meteorologie halten, denn sie stammen nicht aus der Luft, sondern aus dem Erdboden oder aus Gegenständen, die auf der Erde stehen, jedenfalls aus festen Körpern. Das wird sich wohl jeder sagen, daß, so verschieden das Aussehen und das Verhalten des Taus von dem des Reifs sind, beide doch gleichartigen Vorgängen ihr Erscheinen verdanken und sich nur dadurch von einander unterscheiden, daß der Tau sich bei einer Temperatur über null Grad bildet, Reif aber bei Temperaturen, die unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegen, unter null Grad; in jedem Falle muß der Körper, auf dem sich Tau oder Reif bildet, eine starke Temperaturabnahme erfahren haben. Die oberste Schicht des Erdbodens strahlt ihre Wärme gegen die umgebende Luft aus; dies tritt am kräftigsten bei unbewölktem Himmel ein, denn die Wolken sind ein schützender Mantel für die unter ihnen befindliche Erde und hindern, daß die Erd- oder Luftwärme in allzu beträchtlichen Mengen gegen den kalten Weltraum hin ausstrahlt. Enthält nun die unmittelbar unter der durch Ausstrahlung abgekühlten Erdoberfläche liegende Bodenschicht Wasser, so verdunsten kleine Mengen von ihm nach der Oberfläche hin.

Hier tritt nun genau dieselbe Erscheinung auf, die die Brillenträger so oft erfahren müssen, wenn sie in eine mit Wasserdunst erfüllte Stube treten: an den kalten Brillengläsern schlägt sich das bisher in Dampfform vorhandene Wasser in Form von kleinen Wassertropfen nieder; ebenso wird aus dem Wasserdampf, der aus dem lockeren Erdreich an die kalte Oberfläche gedrungen ist, tropfbar-flüssiges Wasser. Zum Entstehen des Taus — und ebenso auch des Reifes — sind also zwei Voraussetzungen notwendig: Abkühlung der Oberfläche, und Vorhandensein von einigem Wasser. Von letzterem ist viel mehr in den Pflanzen vorhanden, die auf der Erde gewachsen sind, als im Erdboden selbst, und deshalb schlägt es sich auch als Tau auf Gräsern und sonstigen Pflanzen von niedrigem Wuchs viel stärker nieder, als auf dem Erdreich. Natürlich entsteht auch auf den Pflanzen Reif statt des Taus, wenn die Temperatur unter null Grad liegt; es ist aber durchaus nicht nötig, daß die Pflanzen erfrieren, wenn ihre Oberfläche mit den Eiskörnchen des Reifes bedeckt ist.

Nur dann, wenn die umgebende Luft sehr kalt ist, erfriert schließlich die Pflanze. Die Natur hat die Gewebeteile der Pflanzen, wie auch die der Tiere, um den Organismen einen Schutz gegen die ihr Leben bedrohenden Wärmeverluste zu geben, mit einem sehr schlechten

Wärmeleitungsvermögen ausgestattet. Wenn also auch die äußere Fläche, die von der Luft unmittelbar umgeben wird, deren niedrige Temperatur angenommen hat, ist es im Innern doch noch genügend warm; je größer aber der Temperaturunterschied zwischen zwei Körpern ist, um so lebhafter strömt die Wärme von dem wärmeren zum kälteren, und wenn die umgebende Luft sehr kalt ist, hat die Pflanzwärme ein so starkes Bestreben, sich an die kalte Luft zu begeben, daß auch das schlechte Wärmeleitungsvermögen der Pflanzgewebe dagegen keinen Damm mehr bildet, die Pflanze kühlt sich auch in ihren inneren Teilen immer mehr ab und sinkt endlich auch dort unter die Gefrierpunkttemperatur. Dann gefriert das in den Pflanzenzellen befindliche Wasser, und dadurch wird der Tod der Pflanze herbeigeführt. Denn beim Gefrieren dehnt sich das Wasser bekanntlich stark aus und sprengt die Zellenwände. Wenn hierbei ein schlechtes Wärmeleitungsvermögen einen Schutz gegen Kältewirkungen bildet, so ist andererseits dieselbe schlechte Wärmeleitfähigkeit nötig, um überhaupt Tau oder Reif entstehen zu lassen. Man sieht nicht selten, daß Bretter mit diesen Verdichtungsprodukten des Wassers reichlich bedeckt sind, während dicht daneben befindliche Granitplatten von ihnen frei bleiben. Beide sind von Luft gleicher Temperatur umgeben, beide Körper haben auch an ihrer Oberfläche dieselbe Temperatur, kühlen sich also an ihren Oberflächen zur ungefähr gleichen Temperatur ab, das Erdreich unter ihnen enthält in den so dicht benachbarten Stellen gleiche Wasservorräte, aber auch noch das tote Holz hat die schlechte Wärmeleitfähigkeit des Pflanzengewebes beibehalten, und die an der Oberfläche verloren gegangene Wärme wird nur in sehr geringem Maß durch die aus den unteren Holzschichten und aus dem Erdreich hingeleitete ersetzt, bleibt also nur in so geringen Mengen vorhanden, daß der nach oben steigende Wasserdampf leicht sich zu Tropfen verdichten und, wenn es sich um Temperaturen unter null Grad handelt, zu Reif gefrieren kann. Die Steinplatte dagegen leitet die Wärme viel besser; selbst wenn ihre Oberfläche sich stark abkühlt, geht ihr immer wieder von unten her genügend Wärme zu, sie bleibt deshalb längere Zeit höher temperiert, als daß es zu einer Verdichtung oder gar zu einem Gefrieren des vorhandenen Wasserdampfes kommen könnte.

An Bäumen, Telegraphenstangen und ähnlichen Körpern erblickt man bei stärkerer Kälte häufig einen Eisbeschlag, der namentlich im Beginn seines Entstehens dem Reif recht ähnlich, diesem aber nur insofern verwandt ist, als auch er aus ursprünglichem Wasserdampf sich bildet, während der Vorgang selbst von dem der Reifbildung sich wesentlich unterscheidet. Die Erscheinung führt in verschiedenen Teilen Deutschlands verschiedene Namen; hier heißt sie Raufreif, dort Raufrost, anderwärts Haarfrost oder Anraum, oder auch Dufthang. Ihr Vorkommen setzt immer das Vorhandensein von wirklichem Nebel voraus. Nebel entsteht aus

dem stets in der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampf. Wir haben es also hier mit einem echt meteorologischen Prozeß zu tun. Der Wasserdampf der Luft kann sich nur dann zu Nebeltropfen verdichten, wenn reichlich Staubteile herumfliegen; ein oder auch mehrere Staubteile bilden gleichsam einen Kern, um den sich das vorher gasförmige Wasser in Tröpfchen angliedert. Hierin liegt auch die Ursache, warum Nebelwetter Leuten, die zu Erkrankungen der Atmungsorgane neigen, so schädlich ist. Denn an sich ist die Feuchtigkeit solchen Personen durchaus nicht feindlich, im Gegenteil, man nimmt sie gerade vor trockener Luft in acht, die das Bestreben hat, das Wasser von überall her, wo es ihr zugänglich ist, an sich zu ziehen, und dabei auch die kleinen Wassermengen nicht verschmäh, die der Kehle und der Luftröhre der Menschen anhaften; diese Austrocknung ist das Bedenkliche, aber davon kann ja bei einer so wasserreichen Luft, wie sie zur Nebelbildung erforderlich ist, keine Rede sein. Auch die Temperatur der Luft ist im allgemeinen bei der Entstehung gewöhnlichen Nebels nicht so niedrig, daß man sie für schädlich erklären müßte. Aber die vielen Staubteilchen bilden für die Leidenden einen gefährlichen Reiz, und man kann sagen, daß der Nebel ihnen eigentlich nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich ist, denn er zeigt das Vorhandensein vieler Staubteilchen an, die man bei ihrer Kleinheit sonst kaum bemerken wird, die aber doch ihre unangenehme Wirkung ausüben würden. Kühlt sich nun die Luft und zugleich die in ihr befindlichen Nebeltropfen unter null Grad ab, so brauchen diese doch nicht sofort zu Eis zu werden. Es tritt vielmehr die Erscheinung auf, die man als Unterkühlung bezeichnet, und die man auch an größeren Wassermengen in Gefäßen beobachten kann. Werden diese stark abgekühlt, wobei aber sorgfältig jede Erschütterung vermieden wird, so bleibt das Wasser auch beträchtlich unter dem Gefrierpunkt noch in flüssiger Form; sobald man aber das mit Wasser gefüllte Gefäß nur im geringsten erschütterte, so gefriert plötzlich die ganze Flüssigkeit, und die Umwandlung geht so schnell vor sich, daß dabei häufig das Gefäß zersprengt wird, weil auch hier wieder eine Volumenvermehrung eintritt. Auch das tückische Eisteis entsteht durch einen solchen Vorgang. Hierbei bewegen sich stark abgekühlte Regentropfen so gleichmäßig und unerschüttert durch die Luft, daß sie im flüssigen, aber unterkühlten Zustand verharren können; geraten sie jedoch auf den Erdboden, oder an einen Menschen, ein Tier oder sonstigen festen Körper, so bedeutet diese plötzliche Bewegungshemmung eine Erschütterung, die geeignet ist, den ganzen Tropfen sofort und auf einmal in Eis zu verwandeln, in jenes Eis, welches die Erde, die Kleider der Menschen, ihre Regenschirme wie mit einem Glasmantel bedeckt. Auch die unter null Grad abgekühlten Nebeltropfen bleiben also so lange flüssig, wie sie keine Erschütterung erfahren; dabei können sie ganz außerordentliche Abkühlungen unberändert ertragen.

(Schluß folgt.)

Die Versicherungsagentin.

Erzählung von Knut Hamun. Autorisierte Uebersetzung.

(Schluß.)

Was geht Frau Anderson Dich an, mein Lieber!" sagte Frau Milde. "Ich ertrag es nicht!" erwiderte der Etatsrat. "Man muß in der Nacht seinen Frieden haben!"

Frau Milde warf sich ihm um den Hals und weinte und beschwor ihn, nur an sie und immer wieder nur an sie zu denken. An niemand sonst. Etwas anderes ertrüge sie nicht.

"So—so—so!" sagte der Etatsrat. "Sawohl, nur an Dich. Aber . . . Gewiß, ich sag es ja, nur an Dich."

Aber Frau Milde weinte weiter und machte ihm Vorwürfe, er lasse Tag auf Tag vergehen, und sie treffe ihn nicht. Und sie sagte: "Diese fremde Frau hat es Dir angetan, und Du willst nichts wissen von mir."

"Kannst Du mir übrigens Auskunft geben, wer der Schlingel ist, den sie des Nachts

empfangt?" sagte der Etatsrat mitten aus seinen Gedanken heraus. Da brach Frau Milde los:

"Sieh, nun hast Du schon wieder an sie gedacht! Nein, ich halt's nicht aus!"

Eine gute halbe Stunde mußte der Etatsrat bei ihr bleiben und alles mögliche tun, um ihre gute Laune wieder herzustellen. Bevor er ging, sagte er indessen ganz würdevoll: "Ich glaube, es muß noch dazu kommen, daß wir zwei mehr wie Bruder und Schwester zueinander werden."

Und es war merkwürdig genug, Frau Milde hatte sich dermaßen besänftigt, daß sie die Worte des Statsrats ohne Tränen anhören konnte. Sie lehnte sich ins Sofa zurück und fiel kurz darauf in ein regelrechtes Schläfenchen.

Aber der Statsrat ging mit seinem Geheimnis weiter zum Generalkonsul. Es war nun auch eine Dummheit von ihm gewesen, sich in solch einer Angelegenheit an Weiber zu wenden.

„Nicht Sie hab ich im Verdacht, daß Sie der Mann heute Nacht gewesen seien,“ sagte er zum Generalkonsul. „Und Sie werden's von mir nicht annehmen.“

„Nein, in alle Ewigkeit nicht,“ sagte der Generalkonsul in poetischem Ueberschwang.

Und beider Augen wurden blank vor gegenseitigem Vertrauen.

Sie verhandelten die Sache und rieten auf den Löwen Orentand als den Täter. Der Statsrat wurde dazu bestellt, auf die Fenster der verlockenden Frau auch weiterhin ein wachsameres Auge zu haben.

„Es ist und bleibt verdrießlich,“ sagte der Statsrat, „daß dieser Orentand Zutritt zu ihr finden soll. Und dabei sind wir es doch, Sie und ich, die ihre wahren Freunde gewesen sind.“

„Wenn es Orentand ist, werde ich mit der Wirtin sprechen,“ sagte der Generalkonsul. „Er soll aus dem Hause. Ich dulde das nicht.“

Der Statsrat antwortete:

„Ich ebensowenig. Ich habe kein Auge zugehtan heute Nacht . . .“

Befragter, der Löwe Orentand, gab auch wirklich Grund zu starkem Verdacht. Frau Anderson tat es ihm mehr und mehr an, und er bedachte sie in aller Gegenwart mit süßen Redensarten. Und seine vorige Liebe, die Schönheit, glitt mehr und mehr in den Schatten für ihn.

Er zog Otto Mengel, den Großkisten, außer Hörweite und begann mit ihm von Geld zu sprechen, von mehr Geld, einem neuen Darlehen.

„Nein,“ sagte der Bucherer, „es läuft zu hoch auf. Sie haben gewiß Schwierigkeiten genug mit dem, was ich Ihnen schon gegeben habe.“

„Nicht im geringsten. Da irren Sie sich. Außerdem stirbt mein Onkel bald. Ich habe eben einen Brief bekommen: er stirbt in aller nächster Zeit.“

„Ja, wir wollen's hoffen!“ sagte Otto Mengel.

Aber er wollte dem Löwen nicht mehr helfen. Und es kamen peinliche Tage für den Löwen. Er hatte angekündigt, er wolle sich bei Frau Anderson versichern lassen, und konnte nun nicht Wort halten. Schließlich bekam er eines Tages ein Telegramm, daß der Onkel tot wäre, und der Großkist Otto Mengel war nun gleich mit dem Gelde bei der Hand. Aber so etwas an märchenhaften Zinsen hatte der Löwe noch nicht bezahlt. Und doch schwieg er zu allem, denn er selbst hatte das Telegramm geschrieben. —

Dann geschieht es in einer dunklen Nacht, daß sich wieder eins von Frau Andersons Fenstern öffnet und ein Mann herauspringt. Der unglückselige Statsrat Adami liegt da oben auf der Lauer und kann das Ganze sehen, aber nichts, gar nichts anderes anfassen. Am Morgen aber nahm er den Generalkonsul mit und untersuchte die Spuren unter Frau Andersons Fenster.

„Aparte Spuren sind's,“ sagte der Generalkonsul.

„Sie stammen von Stiefeln mit Eisenbeschlägen unter den Absätzen,“ sagte der Statsrat.

In der nächsten Nacht leuchteten sie auf alle die Schuhe, die zum Nutzen in die Korridore hinausgesetzt waren, und sie fanden ein Paar mit Absätzen: es waren die Schuhe des Versicherungsagenten Anderson.

Noch nie hatte die zwei alten Herren so ein Erstaunen gepackt. Aber beide waren empört und wollten es nicht länger dulden. Im Laufe des Morgens gaben sie dem Agenten ein paar kleine Dinke, und auch der leichtsinniger Frau wollten sie ein bißchen Quälerei nicht ersparen.

„Es waren Leute vor Ihrem Fenster heute Nacht,“ sagte der Statsrat.

„Ja,“ sagte auch der Generalkonsul, „gerade vor Ihrem Fenster. In der tiefen, dunklen Nacht.“

„Was sagen Sie!“ erwiderte die Frau. „Waren es Diebe?“

„Ein Mann von gedrungener Gestalt. Dreißigjährig. Im dunklen Anzug. Mit Absätzen unter den Stiefeln, wie die Bauern sie tragen.“

„Ich getraue mich nicht mehr, in dem Zimmer zu schlafen.“

Und sie sollte auch keine Gelegenheit mehr haben, in dem Zimmer zu schlafen.

Am Tage war Frau Anderson nirgends zu finden, ihr Platz am Mittagstisch stand leer. Daneben stand noch ein leerer Stuhl: der Stuhl des Versicherungsarztes. „Wo sind sie geblieben, wo können sie nur geblieben sein?“ fragten alle und jeder. Aber Versicherungsagent Anderson aus dem Nachbarland biß in seinen Schnurrbart und war firm und fest anzusehen wie eine große Versicherung.

Seine Mienen wurden keineswegs milder, als die Wirtin ihn auf ihr Kontor berief und ihm mitteilte, daß man ihn in der Nacht das Zimmer der Frau Anderson durchs Fenster habe verlassen sehen.

„Und was weiter?“ sagte Anderson.

„Der Herr Direktor sollen abreisen,“ sagte die Wirtin. „So etwas wird in meinem Hause nicht geduldet.“

„Wenn das nur das Nergste wäre, daß ich in ihrem Zimmer war und jetzt abreisen soll.“

„Ich habe nach einem Wagen für Sie geschickt.“

„Aber das Nergste ist, daß sie jetzt abgereist sind,“ fuhr Anderson fort. „Und können Sie mir vielleicht sagen, wohin sie gereist sind?“

„Darin kann ich Ihnen nicht dienen,“ erwiderte die Wirtin.

Anderson sprach mit sich selber.

„Mißtraut hatte ich ihnen schon lange. Aber ich hoffte, daß sie sich bezähmen würde hier an dem fremden Ort.“

„Es kommt mir so vor, als wären Sie es, der sich nicht hat bezähmen können.“

Anderson begann erregt zu werden und erwiderte:

„Ich mußte zu ihr hinein, um die Papiere fertig zu machen, ich mußte die Policen unterschreiben. Begreifen Sie nun?“

„Was haben Sie mit den Policen der Frau Anderson zu tun? Sie ist doch eine fremde Dame für Sie.“

„Die? Eine fremde Dame? Meine Frau ist sie, und weiter nichts.“

„Ihre Frau?“ fragte die Wirtin mißtrauisch.

„Sie war meine Frau!“ schrie Agent Anderson. „Hier hab ich mich abgeplagt und bekam kein Geschäft zustande, da schrieb ich ihr, sie solle kommen. Und nun ist sie mit dem Doktor auf und davon. Hintergangen haben mich die zwei; sie haben alles Geld mitgenommen.“

Da schwieg die Wirtin eine volle Minute lang und dachte über die Sache nach. Sie hatte noch einen kleinen Verdacht.

„Seine eigene Frau kann man ja am Tage besuchen,“ sagte sie und nahm einen kleinen Anlauf.

„Kann man seine eigene Frau nicht auch in der Nacht besuchen?“ fragte Anderson verbittert.

Nun fuhr ein rechter Schreck durch das ganze Pensionat, alle Herren merkten, daß die raffige

Frau sie hinter's Licht geführt hatte. Agent Anderson legte ein Papier nach dem anderen vor und bewies, daß die Dame seine Ehefrau war. Das mußte als unzweifelhaft gelten, und sie hatten beim Versichern des halben Pensionats gemeinschaftlich gehandelt. Der Löwe Orentand hätte seine Lebensversicherung am liebsten annullieren mögen, aber er mußte den Mund halten, des unseligen Telegramms wegen. Statsrat Adami und der Generalkonsul drohten Anderson mit einer Anzeige.

„Bitte, tun Sie's!“ erwiderte der Agent. „Sie haben sich bei mir versichert, die Policen sind in Kraft, mein Name hat sie gültig gemacht.“

Und Agent Anderson brachte das Pensionat nicht einmal Hals über Kopf zu verlassen, wie ursprünglich verlangt worden war. Alle Herren verurteilten den Geschäftskniff, die eigene Frau als Zwischenhändler zu verwenden; aber die Damen nahmen für den Agenten Partei und begannen, ihm das Leben durch weitgehendes Mitgefühl erträglicher zu machen. In der Freude darüber, daß die gefährliche Frau verschwunden war, gingen sie sogar so weit, daß sie dem Agenten in seinem Mißgeschick direkt Trost zusprachen.

„Sie wird schon wiederkommen!“ sagte Frau Milde. „Sie wird einsehen lernen, daß Sie und kein anderer in der ganzen Welt der Rechte sind. So geht mir's wenigstens mit meinem Manne.“

Und auch Frau Trampe, die Schönheit, die der dunkeläugige Versicherungsarzt elendiglich hinter's Licht geführt hatte, erklärte, daß es auch ihr nicht anders mit ihrem Manne gehe, ja, daß er der einzige auf Gottes Erdboden sei.

Aber Agent Anderson trauerte auf seine eigene Art.

„Natürlich kommt sie wieder,“ sagte er. „Ich erwarte sie, denn sie ist so tüchtig im Versicherungswesen. Aber brennt sie noch einmal mit den Prämien durch, so kommt sie mir zu teuer zu stehen,“ sagte er.

Drei Wochen darauf traf denn auch ein Brief von der durchgebrannten Frau ein, daß sie sich ihm jetzt zu Füßen werfe und auf ihres Mannes Schwelle kniefällig Vergebung erbittet. Und ihre Augen seien voll Tränen, so stand da. „Und nach dem Doktor frage nicht,“ stand weiter da, „denn der ist davongereist auf Nimmerwiedersehen.“

Agent Anderson mußte unwillkürlich nicken. „Was hab ich gesagt! Ist sie vielleicht nicht wiedergekommen! Aber tut sie's noch einmal und nimmt sie die Kasse mit, so laß ich einen Steckbrief hinter ihr los.“

Am gleichen Abend ging Frau Trampe, die Schönheit, umher und rang die Hände vor lauter Gesundheit. Sie hatte Zeit gehabt, den Doktor zu vergessen und ihre Gefühle für den Löwen Orentand wieder aufleben zu lassen. Und da der Löwe Orentand gleichfalls wieder vollständig genesen war dank der Landluft und dem Meere, so erfreuten die beiden sich aneinander wie nie zuvor.

Er schlug die Arme um sie und sagte: „Nun können Sie meiner ewigen Liebe nicht länger entgehen.“

Sie hatte keine abweisende Antwort zur Hand, sie lächelte . . . Nein Nein entschlichste ihm Munde.

Statsrat Adami sah keinen anderen Ausweg, als ausschließlich zu Frau Milde zurückzuführen. Doch die nahm Rache an ihm, und das gehörig, weil er einmal in seiner Raserei bloß ihr Bruder hatte sein wollen: zwei Abende lang sah und hörte sie keinen anderen als den poetischen Generalkonsul. Erst am dritten Abend sagte sie: „Zur Probe!“ und ließ alles wieder gut sein zwischen sich und dem Statsrat. —

Lebensmut.

Scherben rings und Staub und Moder,
Eine Welt zerfiel, zerbrach,
Eine Welt zerschlug in Trümmer . . .
Immer besser, immer schlimmer:
Ueber Trümmern wurd' ich wach.

Wurde wach, und starker Wille
Crieb mich zur entschloss'nen Tat.
Und ich lachte meiner Feinde —
Suchte Scherben und vereinte
Muterglüht von früh bis spät.

Stärker ward ich, immer kühner,
Immer freier klang mein Lied:
Nimmermehr kann der verderben,
Der — ein Künstler — aus den Scherben
Seiner Welt die neue glüht. —

Alfred Joemel.

Helmkehr vom Markt. Schnee hüllt das Land: die Erde deckt er, des Weges Unebenheiten hat er ausgefüllt, weiß hat er alles Strauchwerk umspannen und in unformigen, regellosen Massen hat ihn der Wind gegen die Stämme der Bäume geneigt. Und noch ist des Schneetreibens kein Ende. Die Luft hängt voll Schnee. Jeden Augenblick kann es wieder los-schütten. Fahl liegt das Schneelicht über den Hängen, an denen schon die Schatten des Abends emporzuklimmen beginnen.

Kommen zwei vom Markt. Ein Mann und ein Weib. Ihn trägt sein Gaul. Ein Hund läuft voran. Sie trottet neben ihm her durch den hohen Schnee. Bergan führte die beiden der Weg. Jetzt sind sie auf der Höhe. Unten im Tale, aus dem sie kommen, liegt die Stadt. Jetzt steigen sie zum Heimatdorf, jenseits des Berges, hinunter.

Sie seufzt auf. War es der beschwerliche Weg? War es der Arbeitstag, der hinter ihr liegt?

Das Marktgeschäft war nicht gut gewesen. Der Käufer waren nur wenige gekommen. Da hieß es, die Ware um jeden Preis loszuschlagen, wollte man mit schwerem Korbe nicht wieder auch den Rückweg antreten. Sie hat ihm ihr Leid geklagt. Jetzt spricht er ihr Trost zu. Der nächste Markttag würde schon wieder gut machen, was der heutige nicht brachte. Sie hört wohl seine Worte. Aber sie gehen ihr nicht ans Herz. Was versteht auch solch ein Fuhrmann vom Marktgeschäft! Mutlos läßt sie den Kopf sinken. Fester zieht sie das Umschlagetuch um Rücken und Schultern. Sie reißt den Arm mit dem großen Marktkorb an die Hüfte, und härter stampfen ihre müden, halberstarrten Füße den Schnee . . .

Winternacht. Weißer Schnee deckt weithin die Erde. Er leuchtet in bleichem Lichte in der einsamen Winternacht. Dunkelheit liegt über dem Schnee, aber oben glänzt der nächtlich blaue Himmel, und an ihm hängen in dichten Schwärmen, im unendlichen Weltraum verloren, die ewigen Sterne. Sie schimmern und leuchten, aber ihr Licht ist kalt und bleich wie die weiße Schneedecke, die auf der Erde ruht.

Wie still die Sterne sind! Unheimlich ist diese Ruhe bei soviel unendlichem Leben und Leuchten da oben. Ach, es ist ja alles tot da oben, obwohl es glüht und leuchtet! Was nützt es dem Auge, hinauf-zuschauen und die graufigen Fernen zu durchdringen, was nützt es dem Geist, die Grenzen der Unendlichkeit zu suchen? Hinter den Sternen und den Nebeln von Sternennationen dort sind wieder und wieder leuchtende und doch kalte, stille Sterne. Der Verstand kann es sich nicht ausdenken: es muß doch einmal ein Ende sein, und es kann doch aber kein Ende geben. Führst Du mit dem Blickende des Lichtes durch den Weltraum und sähest Du ewig in gerader Linie, Du würdest doch nie eine Grenze finden, nie ein Ende, nie eine Markscheide. Vielleicht kommt Du immer wieder an neuen Sternen vorbei und die neuen Sternennebel tauchen vor Dir auf. Vielleicht auch findest Du zuletzt nichts mehr als das Nichts. Aber das hält Dich nicht auf in Deinem Vordrängdringen. Du kannst Dir den Verstand zermartern: es nimmt nirgends ein Ende. Das ist das Geheimnis der Unendlichkeit, das Menschen nie be-greifen werden.

Und niemand kann es begreifen, niemand ist Herr der Unendlichkeit. Siehst Du, wie trostlos kalt die Sterne strahlen in der schimmernden Winternacht? Wie entmutigend ist diese kalte Pracht? Du findest keinen Freund im Reiche der Sterne. Aber vielleicht erfährt Dich erhabene Ehrfurcht vor der Gewalt der großen Gesehe, die ewige Ordnung schaffen:

in diesem Augenblicke wohl entstehen aus Nebel-massen neue Sterne, in diesem Augenblicke wohl gerspringen andere in ein Chaos von Stücken. Wer kennt ihre Geschichte, wer kennt ihre Leiden? Es sind ihrer zu viele; sind sie gefallen, so scharrt man sie in ein Massengrab. Siehst Du nun, warum der Sternenhimmel so bleich und so ernst und so kalt ist? Ueberall, allüberall, liegen die Massengräber, die alles aufnehmen werden, was vorhanden ist: Fix-sterne, Kometen, Planeten, und darunter die Erde selbst, und alles, was schön und gut war auf der Erde, und was Du lieb hast. Alles das kommt in die Massengräber und Du selbst kommst hinein. Einst wird man Deinen Namen nicht mehr kennen.

Wie ernst sie strahlen, der grüne Sirius und der rote Mars. Man wird auch sie einst nicht mehr kennen. Und niemand wird sich ihrer erinnern. Es sind der Sterne zu viele. Kein Mensch kann sie zählen. Niemand weiß es, wieviel Sterne am Himmel stehen. Und wüßte jemand heute die ganze große Zahl, er wüßte sie morgen nicht mehr, es würden ihm eine Menge fehlen oder eine Menge dazu gekommen sein. Denn was ist ein Stern im Reiche der Unendlichkeit? Sieh hinauf nach dem nächtlichen Himmel, wo das Band der Milchstraße Milliarden von Welten Dir enthüllt! Was Du gegenüber diesem Sternenhimmel bist, das ist ein Stern im Getriebe der Ewigkeit. Laß den bleichen Winterhimmel schimmern in seinem ernstesten, erhabenen Stolge; auch er ist vergänglich wie Du selbst, Du armer, gebrechlicher Mensch! —

Die Druckabnahme der Atmosphäre mit der Höhe. Der Druck, den die Luft auf die unter ihr befindliche Erdoberfläche ausübt, ist normaler Weise ebenso groß, wie der, den eine Quecksilbersäule von 760 Milli-metern Höhe hervorbringt. Das ist eine ganz be-trächtliche Last, denn da Quecksilber etwa 13½mal so schwer ist wie Wasser, so bedeutet das eben-soviel, wie der Druck einer Wassersäule von 10¼ Metern; jeder Quadratcentimeter der Erd-oberfläche hat danach einen Druck von mehr als einem Kilogramm auszuhalten. Die Menschen und auch die Tiere, die ja demselben Druck ausge-setzt sind, können ihn bekanntlich nur darum aus-halten, weil die inneren Räume des menschlichen und des tierischen Körpers ebenfalls unter der Ein-wirkung des Luftdrucks stehen, so daß her von außen nach innen wirkende dem von innen nach außen wir-kenden das Gleichgewicht hält. Da die Gelenk-höhlen, in denen die Arme und Beine hängen, in ihren unteren Teilen gleichfalls Luft enthalten, drückt diese die genannten Extremitäten nach oben, es ist also keine Muskelarbeit nötig, um sie in der Schwebe zu erhalten, so daß uns der Luftdruck eine große Arbeitersparnis bringt. Der normale Luftdruck von 760 Millimetern ist aber nur am Grunde des Luft-meeres vorhanden; wenn man sich in die Luft hin-einbegibt, so daß man nicht nur über und neben sich, sondern auch unter sich Luft hat, wird der Druck geringer. Um sich das recht klar zu machen, bedenke man, daß auf der oberen Grenze der Atmosphäre, die allerdings tatsächlich nicht scharf gegen den freien Weltraum abschneidet, die man sich aber immerhin scharf abschneidend denken kann, gar kein Druck lastet, weil eben über ihr nur der leere Raum sich befindet; ein Meter unterhalb dieser Grenze hat man den Druck von dem darüber befindlichen Meter Luft auszu-halten, ein Kilometer unterhalb der Grenze hat man schon den Druck der Luftsäule von einem Kilometer Höhe zu ertragen, und so nimmt tatsächlich die Größe des Luftdruckes zu, je weiter man nach unten kommt, und zwar nimmt er um so stärker zu, je tiefer man geht. Wenn ein Mensch, etwa in einem Luftballon, jählings in große Lufthöhen gerät, kann die in den Körperhöhlen befindliche Luft sich nicht so schnell mit der den Körper außen umgebenden leichteren Luft aus-gleichen, es findet ein größerer Luftdruck von innen nach außen statt als von außen nach innen, und dieser Ueberdruck preßt dann das Blut heraus. Die Druck-abnahme der Luft mit der Höhe ist beträchtlicher, als man wohl vielfach annehmen möchte, denn es kommt in den unteren Schichten der Luft auf je 11 Meter Höhenzunahme eine Druckabnahme von 1 Millimeter Quecksilber. Wenn man also ein gutes Barometer in das unterste Stockwerk eines Hauses trägt und dort 760 Millimeter Quecksilberstand abliest, dann das Barometer auf das Dach des Hauses trägt, von dem wir annehmen wollen, daß es 20 Meter über der Diele des untersten Stockwerks liegt, so wird man dort den Barometerstand 758 Millimeter finden.

Darum muß bei Luftdruckangaben auch stets ange-merkt werden, in welcher Höhe die betreffende Barometerablesung gemacht ist, und wer ein gutes Barometer besitzt und die Beobachtung macht, daß der Luftdruck, den er zu einer bestimmten Zeit festgestellt hat, nicht mit demjenigen übereinstimmt, der etwa in den Angaben der meteorologischen Stationen als

zur gleichen Zeit am gleichen Ort bestehend bekannt gemacht wird, hat die Erklärung für diese Differenz in dem Umstand zu suchen, daß er selbst das Baro-meter in anderer Höhe abgelesen hat als der publizierende Meteorologe. Man braucht aber nicht einmal aus dem Zimmer zu gehen, um den Unter-schied im Luftdruck bei verschiedenen Höhen auffällig feststellen zu können; allerdings muß hierzu eine Gas-leitung im Zimmer vorhanden sein. Am Brenner dieser Gasleitung befestigt man einen langen, gut passenden Gummischlauch, und in das freie Ende dieses Gas Schlauches tue man wieder einen gut sitzenden Brenner. Öffnet man nun die Gas-hähne und entzündet das aus dem Schlauchbrenner einströmende Gas, während man den Brenner auf den Fensterboden des Zimmers hält, so wird man sehen, daß die Gasflamme mit einer gewissen Höhe brennt. Hält man dann den Gasbrenner so weit in die Höhe, wie man es mit nach oben gerichteten Armen kann, so wird man bemerken, daß die Gas-flamme selbst eine viel kräftigere Höhe hat; die Ur-sache davon ist der in beiden Fällen verschiedene starke Luftdruck. Das Gas wird aus der Brennöffnung in beiden Fällen mit dem gleichen Gasdruck zu strömen bestrebt sein, der von der Gasleitungsanlage abhängt; von außen wirkt diesem Gasdruck aber der Luftdruck entgegen, ihn muß der Gasdruck ebenso überwinden wie wir, wenn wir gegen den Wind gehen. Am Fuß-boden ist nun der Luftdruck geringer als in größerer Höhe des Zimmers; an der Diele hat der Gasdruck einen größeren äußeren Luftdruck zu überwinden, das Gas kann nicht so kräftig ausströmen wie in größerer Höhe, und das in der Höhe kräftiger ausströmende Gas brennt deshalb mit kräftigerer, höherer Flamme und beweist so, daß wirklich diese geringen Höhen-unterschiede genügen, um einen wirksamen Luft-druckunterschied zu verursachen. —

Biblische Namen. Nicht wenige unter den be-kannten biblischen Namen, die noch heutzutage als Personennamen gebräuchlich sind, müßten nach dem Urtext anders ausgesprochen werden als üblich. Die Abweichungen rühren meist von den ältesten in Alexandrien angeblich von 70 jüdischen Schrift-gelehrten im 3. Jahrhundert vor Christi gefertigten griechischen Uebersetzung des Pentateuch resp. des ges-amen Alten Testaments her, der sogenannten Septuaginta. Teils möchte die damals noch nicht schriftlich fixierte Vokalisation (das hebräische Schrift-alphabet besteht im wesentlichen nur aus Konsonanten) von der in unseren gedruckten Bibeln abgewichen sein, teils sahen es die Uebersetzer offenbar darauf ab, biblische Namen zu präzisieren, ihnen griechischen Klang und Färbung zu geben. Hierzu kommt noch, daß besonders der Rehlbuchstabe *chet*, der wie *ch* ausgesprochen wird, vielfach wie *h* gesprochen wurde. So *Moah* statt *Moach*, *Ham* statt *Chan*, *Mahel* statt *Rachel*, *Korah* statt *Korach*, *Sabalut* statt *Chabakuk*, *Siskiah*, *Nahum*, *Rehemia* statt *Chiskiah*, *Rachum*, *Rechemiah*. Auch Ortsnamen wie *Soreb* statt *Choreb*. Auch die Aussprache des an-deren Rehlauts *ljin* schwankte und schwankt noch heute, daher z. B. *Somorrah* statt *Amorah*.

Schon der Name der Mutter des Menschen-geschlechts im Schöpfungsmythos lautet tertigemäß *Chabah* statt *Eva*. *Abel* heißt eigentlich *Hebel*. Der längstlebige *Methusala* heißt *Methuselah*. *Jsaad* müßte *Nizchal* lauten und der Name seiner Frau *Ribka* statt *Rebekah*. *Mose*s erhielt eine griechische Endung statt *Moscheh*. *Jephtha* hieß *Jiphthach*. Der biblische *Herkules* nicht *Simson*, sondern *Schimshon* (von *schemesch* Sonne; er war ein semitischer Sonnengott gleich *Herkules*, dessen zwölf Arbeiten den Sternbildern des Tierkreises ent-sprechen; er hat seine Kraft im Haar — den Sonnen-strahlen — dessen Verlust die winterliche Sonne be-deutet). *Samuel* hieß *Schemuel* und seine Mutter *Channah* statt *Hannah*. Der Name des ersten Königs lautete nicht *Saul*, sondern *Scha-ul*; *Salomo* hieß *Schelemoh*. *Elias* ist präzisiert für *Eliahu*, abgekürzt *Eliah*; sein Jünger und Nach-folger hieß nicht *Elisa*, sondern *Elisha*. Die Namen der drei großen Propheten *Jesaja*, *Jeremia*, *Hesekiel* lauten korrekt *Jeschajahu*, *Jirmejahu*, *Jeschekel*. *Job* ist *Job* auszusprechen. So auch manche Ortsnamen: *Jerusalajim* statt *Jerusalem*; *Schemem* statt *Sichem*; *Schomron* statt *Samaria*; *Behlechjem* statt *Beth-lehem*. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ be-stimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Linden-straße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!